



Leseprobe aus Ossowski, Stern ohne Himmel, ISBN 978-3-407-78985-3

© 2006 Gulliver in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-78985-3>

Die Treckwagen wirkten beunruhigend. Schon vor Wochen waren die ersten Kolonnen vorbeigezogen, aber damals waren sie noch in großen Abständen herangerollt. Man hatte sie bestaunt, denn in der Aufmachung glichen sie eher Zigeunertrupps. Aber mit der Zeit war die Angst gewachsen. Tag und Nacht rumpelten die Räder rechts und links an dem großen Alumnatsgebäude vorbei über den Marktplatz. Das monotone Anrufen der Pferde, das Knarren der Räder, das Heulen fremder Hunde scheuchte die Bürger nachts in den Betten hoch. Jeden Tag schien sich die Hoffnung zu verringern, dass die Flucht nur anderen bestimmt sei.

Gerüchte wanderten von Tür zu Tür. Man erzählte, man übertrieb, man schürte die Angst. In den Hinterhöfen, in den Kellern, vor den Nachbarn verborgen, wurden Handwagen und Fahrräder bepackt, denn es war verboten, sich ohne Befehl davonzumachen.

Frau Nagold starrte durch die Fenster ihrer Wohnung im obersten Stock des Alumnatsgebäudes. Bis jetzt hatte sie versucht, ihre Fluchtgedanken zu bezähmen. Sie hatte ihre Pflicht als Lehrersfrau im Alumnat erfüllt, sie hatte die Jungen versorgt, sie war in der Küche eingesprungen, als die Köchin eines Morgens mit Sack und Pack verschwunden war. Sie hatte sich bemüht, den optimistischen Reden des Direktors Jähde Glauben zu schenken, dass Adolf Hitler im richtigen Moment die richtige Waffe einsetzen würde. Aber wo blieb diese, wenn die Treckwagen schon jetzt aus einem Ort kamen, der kaum hundert Kilometer entfernt war?

Frau Nagold schloss die Augen. Ganz langsam nahm das Grauen auch von ihr Besitz. Sie wehrte sich nicht, im Gegenteil, sie schien wie erlöst, sich endlich dieser Angst hingeben zu können und nach ihr zu handeln.

Hastig wandte sie sich vom Fenster ab und begann wahllos

zu packen. Sie riss Schränke und Schubladen auf. Sie verstreute Wäsche, Bücher, Konserven, Schuhe auf Tisch und Erdboden. Sie füllte Koffer, Taschen und Säcke so lange, bis ihr klar wurde, dass sie nicht mehr als einen Koffer davontragen könnte.

Seit dem letzten Fliegerangriff klemmte die Eichentür des Alumnats, und die Frau, die eilig den Platz überquert hatte, brauchte beide Hände, um sie aufzustößen. Die Ruhe im hohen Treppenhaus war ungewohnt. Unsicher hob sie eine Haarnadel auf, die ihr beim Eintreten aus dem Knoten gefallen war. Sie sah sich um und fand sich einer lebensgroßen Büste Adolf Hitlers gegenüber. Die Frau wandte beschämt den Blick. Im gleichen Augenblick erfüllten die Stimmen der Chorschüler das ganze Treppenhaus. Lehrer Nagold hatte in der Aula mit den Proben begonnen.

Die Alumnatsschüler waren an strengen Gehorsam gewöhnt. So sangen sie auch weiter, als die Tür aufgerissen wurde und die Mutter des jüngsten Chorschülers zwischen ihre Reihen trat. Noch ehe Lehrer Nagold das Schlusszeichen geben konnte, presste die Frau beide Hände an die Ohren und schrie: »Aufhören!« Dann langte sie nach einem schwächlichen Zehnjährigen und zerrte ihn hervor. »Los, komm«, herrschte sie ihn an. Der Junge wehrte sich. Er stemmte die Beine gegen den Boden, sein Gesicht rötete sich vor Anstrengung und Scham.

»Ich will nicht«, rief er böse und so laut, dass es alle hörten. Aber die Mutter zog ihn fort und er las den Spott und die Verachtung in den Augen seiner Kameraden.

»Sie können nicht einfach in den Unterricht hereinplatzen«, sagte Nagold freundlich. »Wollen Sie nicht warten? Die Probe dauert heute nicht lange.«

»Warten?«, schrie die Frau höhnisch, »bis die Russen kommen, ja?« Ihr Blick glitt über den großen, blonden Mann bis hinunter zu den Beinen, die merkwürdig un gelenk nebeneinander standen.

»Das da«, sagte sie und zeigte mit dem Finger auf Nagolds Beinprothese, »genügt Ihnen wohl noch nicht?«

»Ich weiß nicht«, sagte Nagold härter, »ob es jetzt der richtige Augenblick ist, über eine Amputation zu sprechen.«

Die Frau zog das Bürschlein an sich. »Mein Manfred kommt mir nicht nach Sibirien!«, schrie sie.

Der Junge spürte, wie töricht die Worte der Mutter wirkten. Er war immer der Schwächteste in der Klasse gewesen, und in Gedanken hörte er das schallende Gelächter der Jungen, so wie er vorhin den Spott in ihren Augen gesehen hatte.

»Ich will nicht«, rief er wiederum. Seine Stimme klang schrill. Er stampfte mit dem Fuß.

Nagold öffnete wortlos die Tür. Es lag ihm nichts daran, seine Schüler noch länger der Hysterie einer Mutter auszusetzen.

Frau Steiner riss Manfred zum Ausgang. Er stolperte und begann zu heulen.

Nagold ließ sich Zeit. »Könnt ihr euch Manfred in Sibirien vorstellen?«, fragte er dann.

Die Jungen schüttelten den Kopf, einige kicherten.

»Die Angst ist gefährlicher als die Russen«, fuhr Nagold fort.

Seine Worte erschienen ihm läppisch.

»Sie ist deshalb gefährlicher, weil sie dumm macht, und in diesen Tagen müssen wir wachsamer sein denn je.«

»Jawohl, Herr Nagold«, klang es aus den Reihen.

Nagold fuhr auf. Wie war das gemeint? Forschend blickte er in die Gesichter seiner Schüler.

»Geht jetzt und macht Freistunde, wir proben am Nachmittag weiter.«

Bald nach der Ausheilung seiner Verwundung hatte Nagold wieder seinen Platz als Chorleiter und Musiklehrer im Alumnat angetreten. Als gesunder, unbelasteter Mensch war er in den Krieg gezogen. Als Krüppel war er zurückgekehrt. Den Posten des Rektorats hatte inzwischen sein früherer Kollege Jähde eingenommen. Jähde war schon in Vorkriegszeiten als

strenger Verfechter des Nationalsozialismus bekannt und gefürchtet gewesen. So ließ er sich keine Gelegenheit entgehen, den Knabenchor für Parteikundgebungen und Feierstunden heranzuziehen.

Während Nagold an der Front gekämpft hatte, verwundet wurde und ein Bein verlor, war Jähde avanciert. Jovial hatte der frisch gebackene Rektor dem einbeinigen Musiklehrer bei dessen Wiedereinstellung auf die Schulter geklopft und gesagt: »Kopf hoch, Nagold, auch wenn Sie nicht mehr für Führer und Vaterland an die Front können, hier gibt es auch Pflichten. Wir brauchen solche Leute wie Sie. Helfen Sie mir, aus diesem mit falscher Tradition beladenen Kindergesangsverein einen deutschen Jugendchor zu machen, auf den unser Führer und unsere Stadt stolz sein kann.«

Direktor Jähde hatte Nagold die Hand hingestreckt. Aber Nagold hatte sie übersehen. Seit diesem Tag lag unausgesprochene Feindschaft zwischen den Männern.

So war Nagold, ohne dass er es wusste, in die erste Reihe der großen Widersacher des Rektors gerückt, dessen fester Wille es war, mit der Kirchenliederei seines Musiklehrers aufzuräumen.

Aber die letzten Wochen durchkreuzten auch die Zukunftspläne des Herrn Jähde. Man konnte den normalen Schulbetrieb nicht mehr aufrechterhalten, der größte Teil der älteren Schüler wurde zum Volkssturm eingezogen. Alle Lehrkräfte bis auf Jähde und Nagold waren an der Front. Trotzdem wurde der Chorbetrieb nicht aufgelöst. Jähde bestand sogar auf dem Einhalten des allwöchentlichen Vesper-singens. Tatsächlich aber kämpfte er mit der Erhaltung des Alumnats um seine eigene Haut, denn nur als Rektor der Schule hatte er sich seine Freistellung von der Wehrmacht sichern können.

Nagold ahnte von den plötzlichen Fluchtplänen seiner Frau nichts. Schon vor Tagen hatte er diese Möglichkeit scharf zurückgewiesen, zumal es jetzt einige Kinder im Hause gab,

deren Verbindung mit den Eltern durch den schnellen Vormarsch der sowjetischen Truppen abgerissen war. Das Jammern seiner Frau über Verlust von Hab und Gut und ihre klägliche Angst vor einer persönlichen Gefährdung hatten ihn zu ungewohnter Schärfe hingerissen. Es war der erste laute Wortwechsel in ihrer Ehe gewesen.

Als Nagold jetzt das Chaos in seiner Wohnung vorfand, konnte er sich im ersten Augenblick kaum beherrschen. Er fegte einen Stapel Wäsche vom Stuhl und setzte sich.

»Was machst du da?«

»Ich packe, wie die anderen auch!«

»Welche anderen?«

Frau Nagold antwortete nicht, sie packte weiter, er sah ihr zu. Die Stille zwischen ihnen wurde unerträglich. Am liebsten wäre sie zu ihm hingelaufen und hätte ihn gebeten mitzupacken, mitzukommen, sie nicht allein zu lassen mit dieser schrecklichen Angst. Stattdessen hielt sie ihm zwei Pullover hin.

»Willst du beide mitnehmen oder nur den Patentgestrickten?«, sagte sie und bemühte sich, ihren Worten einen selbstverständlichen Klang zu geben. »Er genügt vielleicht, zwei nehmen zu viel Platz weg. Dafür könnte ich ja deine Noten oder ...«

Er blickte sie nur an. Ihre Stimme zitterte. Langsam ließ sie die Hände sinken. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Wortlos begann Nagold aufzuräumen. Wahllos stellte er den einen oder anderen Gegenstand auf den alten Platz. »Du packst Koffer«, sagte er leise, »eine hysterische Frau holt ihr zehnjähriges Kind aus dem Unterricht, weil sie es in den Bergwerken von Sibirien sieht. Und ich soll mit den Jungen singen.« Mitleidig sah er zu, wie sie vor sich hin weinte. Ihre Augenlider waren geschwollen und auf ihren breiten Backenknochen hatten sich rote Flecke abgezeichnet.

Sie gab die Hoffnung nicht auf, dass auch ihn plötzlich die nackte Angst packen könnte und er an ihre Seite getrieben würde.

»Willst du hier bleiben, wenn die Russen kommen? Willst

du zusehen, wie sie uns alles wegnehmen? Wie sie Kinder schlagen und ...«, ihre Stimme sank zu einem Flüstern, »Frauen vergewaltigen? – Vielleicht mich?«

Nagold hieb mit der Faust auf den Tisch.

»Meinst du, wenn ich mit meinem Holzbein und einem Koffer in der Hand losrenne, holen sie uns nicht ein?«

Die Vorstellung, mit einer Prothese und zwei Koffern vor russischen Panzern herzugaloppieren, erheiterte ihn. Er begann zu lachen und lachte plötzlich lauthals, bis er das Entsetzen in ihren Augen las.

»Du lachst?«

»Ja«, sagte er gereizt, »manchmal lacht man eben, auch wenn es nicht lustig ist.«

Sie wusste nichts zu erwidern, sie fühlte sich enttäuscht. Hatte sie nicht an ihn wie an sich selbst gedacht? War denn der Wunsch nach Sicherheit so widersinnig?

Es schien, als wenn er ihre Gedanken geahnt hätte.

»Und wie ist es mit den Jungen? An sie denkst du nicht? Schließlich hat man sie uns anvertraut. Es ist eine Verantwortung, die wir beide übernommen haben. Du auch!«

Er wartete keine Antwort ab. Er kam auf sie zu, hob ihr Kinn. »Hör auf mit deinem Packen.«

Sie nickte gehorsam.

»Ja, natürlich, die Jungen«, murmelte sie und blickte zu ihm hoch. Mechanisch strich er ihr einige Male über das Haar. Es tat ihr gut und sie versuchte ein Lächeln. »Wir sind alle ein bisschen durcheinander«, sagte er und war erleichtert, dass sie nichts von seiner Einsamkeit spürte.

Es war zur Tagesordnung geworden, dass Flüchtlinge an den Mahlzeiten teilnahmen. In allen Häusern wurde es so gehandhabt, denn die Volksküchen reichten für die große Anzahl der Vorbeiziehenden nicht mehr aus.

Direktor Jähde war darauf bedacht, in seinem Alumnat so viel Fremde wie möglich zu beköstigen. Er glaubte, seiner Umwelt ein gutes Beispiel geben zu müssen. Gewichtig saß er

am oberen Tischende zwischen seinen Schülern und dem Ehepaar Nagold. Seine flinken Augen betrachteten die Fremden voller Misstrauen. Er mochte dieses schweigende, hungrige Löffeln nicht. Es hatte in seiner Selbstverständlichkeit etwas Vorwurfvolles.

Meist hielt er die Stille nicht lange aus. Er fragte nach den deutschen Truppen und bekam stattdessen vom Vormarsch der Russen zu hören. Das war für ihn jedes Mal der Anlass, die zuversichtlichen Nachrichten aus dem Wehrmichtsbericht zu wiederholen. Die Fremden nickten mit den Köpfen, manch einer verstieg sich in eine vorlaute Antwort. Die Jungen nahmen an diesen Unterhaltungen wenig teil, ja, sie hörten oft nicht einmal zu. Die gewohnte Erziehung und Geborgenheit im Bereich der Erwachsenen, die mit Gehorsam zu bezahlen war, schien ihnen in den letzten Tagen immer fragwürdiger. So hatten sie ihre eigenen Gedanken und Pläne.

Der größte von ihnen hieß Antek. Trotz seiner sechzehn Jahre hatte Jähde ihn vom Volkssturm zurückstellen lassen, denn Anteks Stimme war im Chor nicht zu ersetzen. Als die Klassenkameraden stolz in den Krieg zogen, um Vaterland, Frauen und Kinder zu schützen, glaubte Antek, die Schmach nicht zu verwinden, dass sein Beitrag zum Endsieg Gesang bleiben sollte. Er war zum Direktor gegangen, er hatte Nagold als alten Soldaten flehentlich um Verständnis gebeten und schließlich bei seinem Hitlerjugendführer Hilfe verlangt. Aber alle seine Bemühungen blieben erfolglos. Direktor Jähde hatte ihn kurz abgewiesen. Die patriotischen Gefühle des Sechzehnjährigen hatten ihn wenig beeindruckt. Dagegen hatte Lehrer Nagold für seinen Schüler mehr Zeit. Er war mit ihm in seine Wohnung gegangen, hatte sich hinter seinen Schreibtisch gesetzt und Antek erzählen lassen.

Antek hielt Nagold die Pflichten der nationalsozialistischen Jugend entgegen. Und die waren nicht singen, sondern kämpfen, um den totalen Krieg zum Endsieg zu bringen, auch wenn es das Leben koste. Das geduldige Zuhören seines Lehrers hatte Antek froh gemacht, er glaubte sich am Ziel.

»Sagen Sie selbst, Herr Nagold, ist es nicht wichtiger, wenn ein Junge von sechzehneinhalb Jahren an die Front geht, statt in der Kirche zu singen?«

Nagold war aufgestanden und sein Holzbein schien Antek doppelt laut über die Dielen zu stampfen.

»Wenn es irgendeinen Zweck hätte, Antek, wäre ich auch deiner Ansicht, dass es besser ist, zu kämpfen, als Kantaten zu singen. Aber der Krieg ist für uns sinnlos geworden. Wenn man nicht an einen Sieg glauben kann, kämpft man nicht mehr ehrlich.«

Antek hatte im ersten Augenblick die Worte Nagolds überhaupt nicht begriffen. Mit dieser Deutlichkeit hatte er noch nie einen Menschen sagen hören, dass der Krieg für Deutschland verloren sei. So etwas durfte man nicht einmal denken.

»Aber«, hatte er gestottert, »wenn das wahr wäre, und es ist ganz bestimmt nicht wahr, solange es noch einen deutschen Soldaten gibt ...«

»Hast du schon einmal einen russischen Soldaten gesehen oder einen amerikanischen oder einen französischen oder einen englischen?«, hatte ihn Nagold angeherrscht.

Antek war erschrocken, hatte den Kopf geschüttelt.

»Dann red auch nicht so einen verdammten Unsinn.«

»Aber was wird denn aus uns?«

Nagold hatte vor sich hin genickt, als hätte er sich diese Frage schon tausend Mal gestellt, hatte die Schultern hochgezogen, wie er es oft tat, Antek angesehen und gesagt: »Nichts.«

»Nichts?«, hatte Antek geflüstert, »wie können Sie das sagen?«

»Doch, du musst dich daran gewöhnen, denn in Wochen, vielleicht in Tagen werden es alle sagen, nicht nur ich. Dann ist es vorbei. Dann gibt es kein Vaterland mehr, für das man kämpfen kann.«

Antek war hochgefahren. Eine wilde Wut hatte in ihm jede Erwiderung erstickt. Wortlos war er aus dem Zimmer gelaufen, und er hatte sich beherrschen müssen, um nicht die Tür mit lautem Knall ins Schloss zu werfen.

Von diesem Tag an hatte sich Anteks Liebe für den Lehrer in Verachtung gewandelt. Er vermied jedes Zusammensein mit Nagold. Von nun an war Nagold in Anteks Augen ein Feigling, ein Mann ohne Vaterlandsliebe, ein Lehrer, der es nicht wert war, das Vertrauen eines Schülers zu besitzen.

Antek war anschließend zu seinem HJ-Führer gegangen, der sofort versprochen hatte, sich für ihn einzusetzen. Aber auch diese Bemühungen waren durch die enge Beziehung des Rektors Jähde zu dem Kreisleiter ergebnislos.

Und damit war Anteks Schicksal besiegelt. Er durfte nicht Soldat werden.

Nachts lag er lange wach, und wenn er endlich einschlief, quälten ihn böse Träume. Im Unterricht wurde Antek unaufmerksam, er gab freche Antworten und erstaunte die Kameraden durch ungewohnte Aufsässigkeit gegenüber den Erwachsenen. Zu den Freunden wurde er mürrisch und grob.

Jäh wurde Antek aus seinen Gedanken gerissen. Paule stieß ihn an.

»Guck mal die da drüben«, sagte er und wies unauffällig auf eine schwangere Frau, die gierig ihre wässrige Suppe schlürfte, »was die für einen Hunger hat.«

Paule beugte sich näher zu dem Freund.

»Mit der kann man bestimmt einen Tausch machen. Frag mal, was sie für einen zweiten Teller geben will.«

Antek rührte in seiner Suppe, ohne davon zu essen. So wie Paule muss man es eben machen, dachte er, sich um nichts weiter kümmern als darum, möglichst unauffällig und sicher das zu organisieren, was zum eigenen Wohl notwendig ist. Antek schob der Frau wortlos seine Suppe hin. »Nehmen Sie schon«, sagte er.

»Du Idiot«, zischte Paule wütend. Antek hatte ihm das Geschäft vermässelt. Die Suppe musste schließlich verkauft werden, solange sie noch warm war.

Er stieß den gegenüberstehenden Jungen vor das Schienbein. »Suppe?«

Der Kleine nickte.

»Was gibst du?«

»Ich hab nichts.«

Paule nahm seinen Teller zurück und zog schmatzend den Löffel durch die Lippen. Der Junge gegenüber schluckte trocken. Paule überlegte fieberhaft, was er dem Jungen abluchsen könnte. Irgendeinen Schatz hatte jeder und da sah er ihn auch schon. »Die Trillerpfeife«, zischte er.

Der Junge schob den kostbaren Besitz über den Tisch. Aber Antek war schneller als Paule. Er riss dem Kleinen die Pfeife aus der Hand und ließ sie bei sich verschwinden.

»Hol sie dir nachher bei mir wieder!«

Dann wandte er sich an Paule. »Entweder du gibst ihm deine Suppe so oder du kommst nachher nicht mit. Das kannst du dir aussuchen.«

Antek spürte eine wahre Lust, dem Freund den Tausch zu verderben. Dabei war es nicht das erste Mal, dass das Essen gegen andere Werte eingehandelt wurde. Antek hatte täglich zugesehen und nichts daran ausgesetzt. Heute war es anders. Paule hatte die Suppe ohne Gegenleistung hinübergeschoben. In dumpfer Wut brütete er vor sich hin, wie er Antek das heimzahlen könnte. So leicht ließ sich ein Paule nicht erpressen, und er dachte gar nicht daran, auf etwas zu verzichten. Antek war der Stärkste, Antek hatte den Schlüssel, der die Tür ihrer Schatzkammer öffnete, und in Anteks Hand lag es, ob man eine wässrige Kohlsuppe notgedrungen hinunterschlängte oder ob man sie verkaufte, weil man sich auf angenehmere Weise satt essen konnte. Sehnsüchtig sah Paule zu Willi und Zick hinüber, die fröhlich und mit gewohnter Routine ihre Suppe feilboten.

»Das kommt dir teuer, Antek«, sagte Paule langsam.

Antek würdigte den Freund keines Blickes. »Willst du drohen?«

»Mir egal, wie du das nennst, aber mit Paule machst du so was nur einmal.« Immer wenn Paule sich ärgerte, nannte er sich selbst beim Vornamen.

»Lächerlich, dein Palaver wegen einer Wassersuppe.«